

Einführung.

Als zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Romantik blühte, und sie die Bemühungen Jung-Goethes und Herders um die schlichte Kunst des Volkes von neuem aufgriff und pflegte, war die Zeit gekommen, in der die Poesie des Mittelalters aus ihrem Schlaf geweckt wurde.

Die Brüder Grimm entdeckten die Traumschätze der Märchen, und des Knaben Wunderhorn, eingeleitet von einem alten Wickramsschen Schwank, schüttete die Fülle seiner Lieder aus. Auch zu einer Herausgabe der Volksbücher wurden verschiedene Anläufe genommen. Josef Görres schrieb 1807 sein begeistertes Büchlein „Die deutschen Volksbücher“. Die Überschätzung der ritterlichen Reimpoesie ließ ihn jedoch in der Volksprosa nur heruntergekommene Dichtung und keinen selbständigen wertvollen Kunsts Zweig sehen, umso mehr als er meistens verdorbene Texte späterer Jahrhunderte vor sich hatte, welche die Marbachsche Sammlung weiterdrucken und durch Ludwig Richters Zeichenkunst veredeln ließ. Von der Hagen und Büsching begannen zwar eine Säuberung und Herausgabe der schönsten Bücher, aber das Unternehmen stockte bald, und sowohl Simrock als Schwab konnten, aus Mangel an künstlerischem Sinn, keine diesem Unternehmen ebenbürtige Leistung vorweisen.

Indessen hatte die Beschäftigung mit der Kunst des Mittelalters die Gestaltungskraft einiger Künstler entzündet. Tieck ging in die Gärten der alten Dichtung, pflückte phantastische Blumen und band sie zu frischen Kränzen; und einer der Heidelberger Einsiedler, der Schwärmer Clemens

Brentano, tat es ihm gleich. Auf der Göttinger Bibliothek fand er einen volksbuchähnlichen Ritterroman, den er mit leichten Änderungen dem alten Text neu nacherzählte: es war der Goldfaden unseres Jörg Wickram von Kolmar.

Es ist bezeichnend für die Literaturströmung, daß gerade dem Roman vom Goldfaden eine Erneuerung zuteil wurde, dieser romantischen Geschichte, in der Leufried, der Sohn eines Hirten, unter mannigfachen Abenteuern vom Küchenbub zum Kämmerling der von ihm geliebten Grafentochter Angiana, zum Botenreiter des Grafen und endlich zum Ritter und Gatten Anglianias emporsteigt. Das märchenhafte Thema, die außergewöhnlichen Begebenheiten und zugleich die Naivität des Erzählers mußten die Romantiker begeistern. Schon am 1. Januar 1808 hatte Jakob Grimm an seinen Freund Benecke geschrieben: „Ich überzeuge mich immer mehr, daß dieser Wickram, über den man in Literaturgeschichten vergebens nachschlägt, einer der vorzüglichsten und fruchtbarsten Schriftsteller des 16. Jahrhunderts ist, mit ungewöhnlichem Sprachreichtum und dem unschuldigsten Stil.“ Wilhelm Grimm hat in einer Besprechung des Goldfadens mit seinem Lob über Wickram ebenfalls nicht zurückgehalten!. „Der Herausgeber“, sagte er, „erwirbt durch die Erneuerung dieses alten Romans einen Dank, welchen sich früher schon Lessing damit verdienen wollte . . . Der Verfasser desselben ist Georg Wickram von Kolmar, welcher in der Mitte des 16. Jahrhunderts lebte, und dessen übrige Werke sich vorteilhaft unter gleichzeitigen auszeichnen. Sein Stil gehört in die beste Zeit, er fängt an, sich in Perioden zu bilden, ohne daß er darum von der früheren naiven Art verloren hätte, und hat eine schöne poetische Ausführlichkeit, ohne breit zu sein; in den Selbstgesprächen und Klagen aber herrscht eine eigene Anmut . . . Schließlich wäre nun auch die Auffindung und Bekanntmachung eines anderen alten Romans zu wünschen, des von Lotarius und Wilibald, dem unsaubern Knaben, welcher von demselben Wickram, und zu welchem eben

— VII —

dieser Leufried als ein Gegenstück geschrieben worden ist, damit man umgekehrt sehe, wie der böse Mutwillen sich den Rittergarten des Lebens verscherzt und auf der kahlen Hirtenwiese von Sonne und Armut zerbrannt sein Ende nimmt.“

Was Wilhelm Grimm hier aussprach, war der Wunsch nach Erneuerung des Knabenspiegels. In der Fassung dieses Wunsches zeigte sich Grimm als echter Romantiker. Er sah im Knabenspiegel nur das Gegenstück zu der Rittergeschichte Leufrieds, sah nur, wie sich Wilibald seinen Rittergarten verscherzt; ihn zog vor allem das romantische Schicksal des jungen Edelings an. Wäre damals der Knabenspiegel erneuert worden, so hätte man unzweifelhaft den Stoff in neu-deutscher Schriftsprache nacherzählt, und hätte dadurch viele Werte, um derentwillen wir heute den Knabenspiegel schätzen, vermindert oder vernichtet. Es zeigt sich hier die starke Verschiedenheit der Betrachtungsweise zwischen dem romanischen Geschlecht und dem heutigen. Was uns am Knabenspiegel anzieht, sind zahlreichere Schönheiten als sie die Romantiker empfanden. Durch unsere tiefere Kenntnis der früheren Jahrhunderte haben unsere Seelen vielseitigere Einstellungen bekommen. Deshalb mußten für die vorliegende Erneuerung auch andere Gesichtspunkte maßgebend sein. Nicht weil der Roman dem Stoff der Volksbücher entsprechend in die ritterlichen Kreise hinübergreift, hat der Knabenspiegel diese Bedeutung für uns, sondern weil er vor allem in Stimmung und Auffassung eine Erzählung ist, aus der das 16. Jahrhundert zu uns spricht.

Da die sprachliche Eigenheit in Bild und Dialektrhythmus zur Vollendung der kulturhistorischen Stimmung unumgänglich nötig ist, so mußte auch die Sprache des elsässischen Volkes im 16. Jahrhundert uns das Leben der damaligen Zeit verlebendigen helfen. Die kurze Mühe des Einlesens wird durch die eigenartigen Reize der Sprache vielfach belohnt.

Beim Knabenspiegel tritt der fast einzigartige Glücksschlag ein, daß der Künstler in einem seiner Werke selbst das

— VIII —

Wort ergreift, und die psychologischen Vorbedingungen für das Entstehen des Knabenspiegels sowie die Gestalt des Helden bespricht, deshalb wurde dem Roman der Dialog: „Von einem ungerahnen son“ angeschlossen, in dem Wickram allen denen, die sich über den Knabenspiegel im Jahre 1554 wunderten, Erklärung und Belehrung gab.

Im Interesse des wissenschaftlich arbeitenden Lesers schien es geboten, den Bau des Werkes in einem Anhang kurz wissenschaftlich zu beleuchten. Es geschah dies auch deshalb, weil die vorzügliche, für die Wickramforschung grundlegende kritische Ausgabe von Professor J. Bolte im Stuttgarter literarischen Verein Nr. 222, 223, 229, 230, 232 und 236 nur durch die Bibliotheken zugänglich ist.

Um die Bedeutung und die Entstehung der Erzählung im Rahmen des Künstlerlebens und seiner Zeit zu würdigen, ergab sich die Notwendigkeit, einen Einblick in den wundervollen Überfluß der elsässischen geistigen Strebungen und der eigentümlich-alemannischen, satirischen Geistesveranlagung im 16. Jahrhundert zu tun, vor allem aber das Leben und Wirken des Mannes zu schildern, der aus all diesen Kräften unbewußt oder bewußt Nahrung sog. Wenn der Leser das Elsaß und Jörg Wickram lebendig vor Augen und in der Seele hat, wird er den Mann und sein Werk bewerten und lieben.

Umblick.

Für den Beschauer elsässischen Geisteslebens vergangener Jahrhunderte ist es ein wundersames und lohnendes Schauspiel, das 16. Jahrhundert besonders ins Auge zu fassen. Es zeigt eine derartige Fülle verschiedenartiger Strömungen und Gestalten, daß wir — zuerst verwirrt, dann aber gefesselt und erbaut — unsere Blicke nur langsam davon lösen.

Die Gründe für die damalige Vielfarbigkeit und Blüte dieses Reichsgebietes sind neben der Bodenbeschaffenheit, der landschaftlichen Lage und dem Charakter des Volkes

- IX -

vor allem in dem kulturgeschichtlichen Entwicklungsstadium jener Zeit zu suchen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens, die Weichheit des Klimas gaben dem sowohl angriffslustig zufassenden, wie zäh festhaltenden Sinn der Alemannen eine selbstbewußte Behaglichkeit, eine fröhliche Breitspurigkeit, die zwar gern leben läßt, weil sie gern lebt, jedoch jeden Eingriff in diese Lebensart schroff zurückweist.

Das Naturgeschenk der Fruchtbarkeit hätte die Bewohner leicht zu geistlosen Schlemmern herabwürdigen können. Aber das Gebiet war als Durchgangsland so vielen fördernden Anregungen und zersetzenden Erregungen preisgegeben, war als Grenzmark in Zeiten der Schwäche seiner germanischen Hinterländer so oft auf die eigenen Leistungen angewiesen, daß eine dauernde Regsamkeit des Geistes und eine Vorliebe, selbständig zu handeln und überlegen zu urteilen, die Folge war. Das Elsaß wurde also durch die Gunst seiner Lage, durch die Veranlagung seiner Bewohner, Ausgang und Ziel mannigfacher Bewegungen und bot einen gut vorbereiteten Boden, um in den Zeiten der neu entdeckten Druckschrift zu hoher geistiger Kultur zu gelangen.

Der Hang zum Selbstbewußtsein, der sich politisch als demokratische Gesinnung äußerte, und die deutsche Dezentralisationspolitik begünstigten auf elsässischem Boden das Auftreten vieler kleinerer, zum Teil selbständiger staatlicher Gebilde, deren Interessen sich einten oder in Wettbewerb traten. Es wird für das Verständnis der geistigen und besonders der religiösen Verhältnisse dieser Zeiten nicht unwichtig sein, die hauptsächlichsten Machtgruppen kurz vor uns aufzustellen.

Im Mittelpunkt blühte frei und reichsunmittelbar Straßburg, das seinen Stadtstaat durch Ankauf umliegender Besitzungen landschaftlich zu vergrößern suchte. Seine Verfassung war so glücklich gewählt, so weise ausgebaut, daß Erasmus und andere tüchtige Männer im In- und Ausland

sie laut lobten. Es war der Ruhm dieser Stadt, derart liberal zu sein, daß sie der Anziehungspunkt bedeutender Geister, der Zufluchtsort geistig Verfolgter wurde. Es ist kein Zufall, daß die staatsmännische Größe eines Jakob Sturm von Sturmek sich in ihr voll auswirken konnte.

Im Oberelsaß besaß das habsburgische Haus die größte Macht und der Name des Städtchens Ensisheim hatte als Regierungssitz Bedeutung in diesen Gegenden. Aber auch der Bischof von Basel, das Kloster Murbach, der Bischof von Straßburg, dem das Obermundat Rufach zugehörte, waren dort begütert. Den Herzögen von Württemberg wiederum unterstand die Herrschaft Reichenweier und die unweit Kolmar gelegene Grafschaft Horburg. Mülhausen endlich hatte sich 1515 den Eidgenossen angeschlossen, mit denen die stammesverwandten Elsäßer seit den Kämpfen gegen die Armagnacken und besonders durch die Waffenbrüderschaft gegen Karl den Kühnen bei Granson, Murten und Nanzig durch Blut und Sieg verbunden waren.

Der Bischof von Straßburg hatte seinen Wohnsitz nicht in der freien Stadt selbst, sondern hielt seinen Hof in Zabern. Sein Besitz war bunt verteilt. Ihm waren zahlreiche Ämter im Unter- und Oberelsaß, viele Lehen und über 100 Dörfer verpflichtet. Je nach dem Geschlecht, aus dem der Träger der Inful stammte, und je nach seinem Charakter wandelte Friede und Wohlstand über die Äcker, oder sie wurden mit Blut gedüngt.

Im ganzen Elsaß zerstreut lagen die kleineren freien Reichsstädte, zu denen, als bedeutendste neben Hagenau, auch die Heimat der Wickrams, Kolmar, gehörte. Sie bildeten die Oberlandvogtei, und der Vogt zu Hagenau, der die Person des Kaisers als Richter, Kriegsherr und Steuerempfänger vertrat, sollte nur das Schirmamt über sie ausüben, ihre Rechte und Freiheiten dagegen unangetastet lassen; was indessen eine starke Beeinflussung der innerstädtischen Fragen durch sein Ansehen nicht ausschloß.

- XI -

Des Kaisers Macht war also stark im Elsaß und die Grafen von Hanau, die Pfalzgrafen von Zweibrücken, außer vielen kleineren weltlichen und geistlichen Herren des Elsaß traten neben seinen Gebieten und Rechten in den Schatten.

Die Elsässer waren bekannt für ihre gut kaiserliche Ge- sinnung, und als der Landgraf im Elsaß, Rudolf von Habs- burg, auf dem Kaiserthron saß, waren nicht nur die Bewohner seiner Hausmachtsgebiete, sondern alle Elsässer stolz auf „ihren“ Landgrafen; so stark waren mittlerweile die Habs- burger mit dem Elsaß verwachsen.

Von den nachfolgenden Herrschern dieses Geschlechtes hat besonders der ritterliche Maximilian, als Kaiser und als burgundischer Nachbar, das schöne Elsaß geliebt. Er rastete gern und oft in Straßburg und hat im Münster den Zorn- predigten eines Geiler gelauscht, den er zum kaiserlichen Kaplan gemacht hatte, und dessen kirchliche Reformvorschläge er neben denen eines Jakob Wimpfeling erbat.

Geiler von Kaisersberg! Noch hat das 16. Jahrhundert nicht begonnen, aber Geiler leuchtet ihm voran. Dieser ein- siedlerisch veranlagte Prediger war einer von jenen Ge- stalten, mit denen das geistige Elsaß sich an die Spitze der deutschen Landschaften stellte. Er eröffnet die Reihe der alemannischen Satiriker, die das Literaturbild des kommen- den Jahrhunderts beherrschen, und deren Charakterisierungen jene eigentümliche Prägung erkennen lassen, die die elsässische Stammesart damals zeitigte. Ihre Veranschaulichung hilft uns die Lebenslust und die völkische Sprachkraft jenes Mannes verstehen, in dem auch ein Körnlein dieses Geistes aufkeimte und Frucht trug: in Jörg Wickram.

Seit 1478 loderte die Flamme der Predigten Geilers in die Herzen der Straßburger. Aber der Veranlagung seiner Zuhörer, seiner eigenen Stammesherkunft entsprechend, sind diese Reden kein geistreiches Sprühfeuer, sondern beißender Rauch und schlagende Lohe, aus derben Holzkloben angesteckt. Die Volkssprache mit ihren Sprichwörtern und starken Aus-

— XII —

drücken liefert ihm die Waffen, mit denen er die sündigen Seelen schlägt. Jedes Thema, auch das burleske, ist diesem Eiferer recht zur Einkleidung, und einst greift er in die Literatur und hält Predigten über das „Narrenschiff“, das 1494 erschien, im gleichen Jahre dreimal nachgedruckt wurde und seinen Verfasser, den Straßburger Juristen und Professor Sebastian Brant, rasch berühmt machte.

Sebastian Brant, der spätere Stadtschreiber von Straßburg, ist das zweite Scheit im geistigen Feuer des Elsaß. Er zeigt ebenfalls die seinem Stamm eigentümliche Freude an Witz und Spott, weist aber zugleich auch jene echt germanische Unfähigkeit auf, diese Satire geistreich, fein und künstlerisch genießbar zu machen. Sie kann nur Didaktik, derbe Komik sein, nicht Esprit und Spiel. Aber sie will auch nicht spielen. Mit ihren Sprachmitteln und Holzschnitten macht sie jedem klar, was sie will: unter Belustigung belehren und bessern.

Die Narrengestalten des Sebastian Brant wurden von einem anderen elsässischen Satiriker neu aufgeputzt und vor gestellt, von Thomas Murner. Der eifernde Franziskanermönch, der 1537 starb, ist als Schriftsteller schärfer und gewandter. Gegenüber einer unverhohlenen Freude zu geißeln tritt die Belehrung zurück; hierin übertrumpft er Geiler. Sein Geist hat ähnliche Einstellung und auch seine Themen — Aufdeckung der eigenen kirchlichen Schäden — liegen in der geistigen Linie dieses Vorgängers, bis er das Hauptthema seines Lebens findet, in dem er am leistungsfähigsten, bissigsten, fruchtbarsten wird: den Kampf gegen den Protestantismus.

Bei der Vielfarbigkeit der elsässischen Landkarte war es von vorherein klar, daß die religiösen Bestrebungen nach den verschiedendsten Richtungen zielten. Der demokratische Liberalismus der städtischen Gemeinden stand der Reformation zumeist geneigt gegenüber. Der Schwerpunkt dieser Bewegung lag in Straßburg, das der Jesuitenpater Canisius als Tummelplatz aller Apostaten bezeichnete.

— XIII —

Von der Schweiz, von den württembergischen Ländern und den pfälzischen Gebieten drang die neue Lehre vor. Die Habsburger dagegen versäumten nicht, durch ihre ausgedehnten Hausbesitzungen im Oberelsaß, durch ihren maßgebenden Einfluß in der Landvogtei der kleineren Reichsstädte, diese Gebiete zu Bollwerken der alten Lehre auszubauen. Fast das ganze 16. Jahrhundert ist somit erfüllt von den Kämpfen dieser widerstreitenden Parteien.

Während die elsässische Satire auf katholischer Seite in Murners Werk: „Der große lutherische Narr“ ihren genialsten Ausdruck und Höhepunkt findet, wird sie am Ausgang des 16. Jahrhunderts (1570 bis 1590) bei der protestantischen Partei durch den Dr. Johannes Fischart und bald danach durch Wolfhart Spangenberg vertreten.

Fischart ist der bedeutendste der elsässischen Satiriker, und seine literarische Entwicklung zeigt im Stil eine wachsende Vorliebe für komische Verzierungen. Sein Hauptwerk strotzt geradezu davon. Eine sich gegenseitig erdrückende Fülle von derben Bildern, Reimen, völkischen Seltsamkeiten in Sprache und Sitte, blüht in dem Rankenwerk seiner wortspielerischen Gedanken; er ist wie ein Meister der überzierten Spätgotik, ohne ihre Vergeistigung zu erreichen.

Aber neben der bezeichnenden elsässischen Eigenart lenkt hier noch eine andere Eigentümlichkeit unser Augenmerk auf ihn, welche die germanisch-romanische Mischkultur der kommenden Jahrhunderte in diesem Lande vorzudeuten scheint. Das bedeutendste Werk Fischarts, der Gargantua ist die verdeutschte Bearbeitung eines französischen Romans von Rabelais.

Seit in höfischer Zeit die Kultur des französischen Rittertums den derberen, naiveren Deutschen vorbildlich geworden war und eine einseitige Standesliteratur und -kultur erzeugt hatte, war der Strom der romanischen Einflüsse, namentlich im Elsaß, nie ganz versiegt.

Am tiefsten ins Volk griff der welsche Einfluß, als die

~ XIV ~

seltenen gereimten Handschriften der Ritterepen sich in die Massendrucke der Volksbücher umwandelten. Die höfischen Stoffe nahmen indessen mit der Verdeutschung und der durch Predigt und Legende veredelten Prosaform so viel völkischen Geist in sich auf, daß das Welsche, Aristokratische größtenteils nur Material und Anregung blieb. Ähnlich ging es jetzt Fischart mit seinem Gargantua. Die Tatsache der Übernahme aus dem Romanischen bleibt; das Werk ist ein Kind elsässischen Geistes.

Wenn Sebastian Brant und Johannes Fischart als gebildete Akademiker der langsam immer stärker werdenden Beeinflussung durch romanische oder auch durch humanistische, halb kosmopolitische Kreise nicht entgingen, so ist eine andere Gruppe elsässischer Satiriker von diesen Beimischungen frei: die elsässischen Schwankdichter. Sie haben das Feldlager ihres Geistes auf rein elsässischem Boden aufgeschlagen. Einer ihrer fröhlichsten Bannerschwinger aber ist Jörg Wickram.

Fest im Volk wurzelnd, aus seinem Reichtum schöpfend, seinen Vorzügen und Unarten ergeben, bieten diese Schriftsteller bürgerlich-bäuerliche Wirklichkeitskunst. Diese Volkskunst will auch geißeln, aber sie schüttet sich dabei aus vor Lachen, und wo Besserung nicht ernsthaft genommen werden muß, läßt sich der Sünder die Predigt gerne gefallen.

Wenn sich bei Mahl und Wein im gastlichen Haus, wenn sich auf den Zunftstuben, in Balbierhäusern, oder in Badstuben, bei einem Abendstand vor den Häusern, oder am Brunnen der elsässischen Weinstädtchen, auf gemeinschaftlichen Reisen in Rollwagen oder Schiffen — etwa zur berühmten Johannis-Messe nach Straßburg —, wenn sich bei diesen Gelegenheiten die Bürger und Weinbauern trafen, so flogen mit echt stammesgemäßer Schlagfertigkeit die Späße von Ohr zu Ohr. Jeder steuerte bei aus Erinnerung und Phantasie, während der Wein den Witz befeuerte, die Dernheit steigerte. Wie nahe lag es doch, daß Männer, die mitten

im Volksleben ihres Landes standen, jene seit langem mündlich gehüteten Schätze aufzeichneten.

Johann Pauli (1531 gestorben), ein eifriger Nachschreiber Geilerscher Predigten, war durch die satirischen Auslassungen dieses Meisters geschult, wirksame Anekdoten rasch zu fassen und wiederzugeben. Er griff mit beiden Händen hinein und brachte als erster etwa ein halbes Tausend Volksschwänke zusammen, die er im Jahre 1522 in einem Büchlein: „Schimpf (Scherz) und Ernst“ herausgab. Damit war die neue Literaturgattung im Elsaß begründet und die Nachfolger ließen nicht auf sich warten. Nach der Mitte des Jahrhunderts sehen wir drei Stammesgenossen in Paulis Fußtapfen treten, um ihre Heimat auch nach der volkstümlichen Richtung der Satire hin an die Spitze des Reiches zu stellen. Jakob Frey nannte seine Sammlung „Gartengesellschaft“; Martin Montanus schrieb einen „Wegkürzer“ und den „Ander Teil der Gartengesellschaft“; Jörg Wickram schickte sein „Rollwagenbüchlein“ in die Welt. Die Titel der Werke weisen schon von vornherein auf ihren Zweck hin, und sie mögen ihn bei vergnügten Zusammenkünften redlich erfüllt haben.

Jörg Wickram, der Schwankdichter, ist eine fröhliche Gestalt. Seine Leistungen auf diesem Gebiet würden genügen, um ihn gern zu nennen. Aber er ragt als Prosa-schreiber noch viel höher vor uns auf. Die kurzen Schwänke waren für ihn nur ein launiges Ausruhen. Die tieferen Kräfte seines Könnens setzte er daran, um längere Erzählungen zu schaffen. Sein Streben wurde belohnt. Auf dem Gebiet des Romans blieb er nicht Mitaläufer, wie im Schwank oder auch im Schauspiel, hier ging er weiter, ging über das Volksbuch hinaus und ward zum selbständigen Schöpfer neuer Ideen und Stoffe.

Es wurde vorher bei dem Streifzug durch die elsässische Satire des 16. Jahrhunderts kurz angedeutet, daß die Volksbuch-schreiber, dem wachsenden Lesebedürfnis entgegenkommend, und unfähig so rasch völlig Neues zu schaffen, die fremdländischen gereimten Stoffe nahmen und sie in Prosa umschmol-

zen. Die deutsche Prosa war als religiöse Gattung seit längerer Zeit vorhanden. Namentlich die Franziskaner als Prediger und die Mystiker waren an ihrem dichterischen Ausbau stark beteiligt². Sie hatte, da sie zumeist auf den lauten Vortrag und auf wenig gebildete Zuhörer angewiesen war, einen ruhig fortschreitenden, klaren Bau bekommen, in dem die einzelnen kurzen Satzteile nebeneinander standen, und in sich gerundet, dem Ohr und dem Verstand der Hörer ein geschlossenes Bild boten. Man konnte in dieser Hinsicht von einer gewissen Klassik der Prosa reden, die im Streben nach vergeistigter Treuherzigkeit ihren schönsten Ausdruck fand. Es durfte jetzt aber zweifelhaft erscheinen, ob die rasch übernommenen phantastischen Stoffe der Epen, zu denen der nach fremden Mären hungrige kindliche Geist des Volkes gern griff, die alte Vortragsform nicht in Gefahr bringen würden. Man bekam den Stoff nicht mehr laut dargeboten; die belebende Tonwirkung der Stimme, die Beeinflussung durch die Mienen des Sprechenden fielen fort und damit auch die Rücksicht des Schreibers auf Klangbild und leicht faßlichen, schlichten Bau der Sätze. Es nimmt Wunder, daß die Gefahr im Anfang wenig auftrat. Die ältesten Drucke der Volksbücher mit ihrem epischen Fluß sind oft von einer fast edlen Schlichtheit. Doch die abnehmende kindliche Einfalt der Schreiber, ihre zunehmende sogenannte Bildung, wurden den Volksbüchern gefährlich. Die Stimmwirkung sollte durch Phantasiewirkung ersetzt werden. Man begann auszumalen, zu verschnörkeln und tat es umso stärker, je mehr die beginnende Renaissance den inneren Menschen entdeckte, und seine Konflikte zerlegend ausbeutete. Der Schwerpunkt des Romans rückte vom äußeren Geschehnis mehr auf das innere.

Der Verderbnis der deutschen Prosa machten sich am meisten die Humanisten schuldig. Sie waren der bildkräftigen Volkssprache entwachsen und durch die Überschätzung der ungermanischen alten Sprachen verdorben. Jetzt begannen

— XVII —

sie in ihre Prosa eine Fülle fremdländischen Sprach-, Satz- und Gedankengutes einzumischen. Infolgedessen sind die Grenzen zwischen Volksbuch und Renaissancenovelle formal wie stofflich oft verwischt.

Jörg Wickram ist als Romanschreiber diesen Einflüssen der Renaissance auch nicht ganz entgangen, namentlich im Anfang seiner literarischen Wirksamkeit. Als Schwankdichter dagegen bleibt er völlig frei davon. Hier ist er der unverwelschte, spottfreudige Alemanne, der im Breisgau, Schwaben und Elsaß seine Bauern, Bürger und Pfaffen findet, die er an den Pranger stellt. Im Roman begann er später ebenfalls sein Volkstum kräftig in die Wagschale zu werfen, so daß alle welschen Geister verschwinden mußten. Das Liebesgesäusel der schmachtenden Gedanken, oder der Minnebrieflein in den Rittergeschichten seines Galmy und Gabriotto ist im Knabenspiegel verstummt. Die Wirklichkeit des Lüderlebens mit Würfelklirren, Gelagelärm und seinen schlimmen Folgen wird in derben Sprachbildern gemalt.

Das unverfälschte Volkstum stützte Jörg Wickram nach zwei Seiten auf dem Weg zu sich selbst: es half ihm seine eigene Sprache finden und es gab ihm vor allem den eigen geschauten, den eigen gestalteten Stoff. Jörg Wickram wurde dadurch der erste, der nicht mehr nach einem fremden Stoffvorbild schielte, sondern aus dem wirklichen Leben schöpfte; sein Dialog vom ungeratenen Sohn erzählt und beweist es uns. Wie schön ist es, daß sich das geistige Elsaß am Beginn der Neuzeit mit diesem Preis schmücken darf, und doch ist die Tatsache fast erstaunlich: Jörg Wickram, dem grenzländischen Elsässer, gebührt das Verdienst, die letzte welsche Fessel abgestreift zu haben. Jörg Wickram, der Oberelsässer, hat den Ruhm, der Schreiber des ersten deutschen realistischen Romans zu sein.

Sehen wir uns sein Leben, seine Umgebung genauer an, um zu begreifen, daß diese Entwicklung und seine Krönung kein Zufall waren.

— XVIII —

Das Geschlecht der Wickram (Kampfrabe), das einen unbestachelten, runden Streitkolben mit einem Griff im Wappen trug, war in dem Reichsstädtchen Türkheim beheimatet gewesen und hatte sich in die größere Reichsstadt Kolmar verzweigt. Hier und in den übrigen vorderösterreichischen Besitzungen war der Name bekannt und von Bedeutung. So ward ein Peter Wickram, Rektor in Breisach, zum Nachfolger Geilers ernannt, dessen Schwestersohn er war, und stieg auf die Straßburger Münsterkanzel. Er hatte einen Weihbischof Wickram, der zeitweilig in Straßburg und Basel lebte, zum Bruder. Es gab Wickrams, die als Theologen, Pädagogen, Juristen und sonstige Beamte oder als Zunftleute in ihrer Vaterstadt Kolmar lebten und ihr dienten³. Wurde doch selbst ein Konrad Wickram des Vertrauens für würdig erachtet, in den Jahren 1511 bis 1542 wiederholt die Geschicke Kolmars als Obristmeister zu leiten⁴.

Es könnte einigermaßen befremden, daß der Dichter Jörg Wickram als Mitglied dieser Patrizierfamilie das untergeordnete Amt eines Weibel (Ratsdiener) verwaltete, wenn wir nicht durch ein Testament seines Vaters, eben des Obristmeisters Konrad Wickram, Aufschluß erhalten, welche Stellung Jörg seinem Geschlecht gegenüber einnahm⁵. In diesem Testament (1545) bedenkt der Stättmeister zwei uneheliche Söhne Hans und Georg. (Diesem letzteren wurde das väterliche Haus in der „Keßgassen“ [jetzt Morelgasse Nr. 2] zugesprochen, dessen Besitz Jörg Wickram 1546 ermöglichte, Kolmarer Bürger zu werden.) Das Schicksal hatte mit dem Geschenk des angesehenen Namens den Fleck der unehelichen Geburt verknüpft. Ob der junge oder der alte Jörg Wickram nie darunter gelitten hat? Jedenfalls war dadurch der psychologische Boden geschaffen, der einer feinfühligen Natur Nahrung zu Konflikten geben konnte, die ein produktiver Mensch als Anreiz zum Schaffen nötig hat.

Das Geburtsjahr unseres Dichters entzieht sich unserer Kenntnis. Wir hören erst im Jahre 1531 von ihm, wo er

— XIX —

„die 10 Alter“ des Pamphilus Gengenbach, von den Kolmarer Bürgern als Volksschauspiel dargestellt, überarbeitete und jedenfalls auch inszenierte.

Es war Sitte in den damaligen Zeiten, daß je nach der Art der Feste, fröhliche oder ernste Volksaufführungen stattfanden, die ein bis drei Tage dauerten, und bei denen ein Teil der Bürger als Mitspieler beschäftigt war. Eine Eingabe um Spielerlaubnis⁶, die vielleicht Wickram im Namen mehrerer Bürger 1534 an den Rat machte, zeigt uns, daß er sich wohl an dem Zustandekommen solcher Festspiele in Kolmar beteiligte und wahrscheinlich sogar ihre Leitung in Händen hatte. Was uns an der Bittschrift auffällt, ist der mehrmalige Hinweis, daß die Aufführung die frommen Leute „zu Bewegung guter Werke“ veranlassen wird⁷. Wickram stand also hier — ob als Sprachrohr seiner Bürger oder aus eigener Überzeugung bleibt dahin gestellt — auf dem Boden des katholischen Glaubens. Ein Blick in die 10 Alter lehrt uns das Gleiche; auch dieses Stück atmet mit der Anerkennung der Werkgerechtigkeit katholischen Geist; und zwar im Gegensatz zu allen späteren Werken Wickrams⁸. Diese schlichten Feststellungen lassen uns eine Fülle seelischer Kämpfe und Entschliessungen in dem Leben des Künstlers ahnen. Wann und unter welchen Umständen mag der Dichter seinen Glauben gewechselt haben? Man weiß es nicht. Doch scheint diese Tatsache mit der religiopolitischen Stellung der Stadt Kolmar während der dreißiger Jahre in einem gewissen Zusammenhang zu stehen⁹.

Die Oberlandvogtei der zehn Reichsstädte ging im Jahre 1531 von dem katholischen Geschlecht der Habsburger an das kurpfälzische Haus über und Ludwig V., Pfalzgraf bei Rhein, desgleichen sein Unterlandvogt, Hans von Fleckenstein, waren zunächst heimliche, dann öffentliche Förderer der neuen Lehre, die auch in Kolmar von dem württembergischen Horburg aus eindrang. Die Vögte kamen mit ihrer Stellung den Neigungen der damaligen Leiter der Stadt Kolmar

und einer größeren Gruppe Bürger entgegen. Sowohl Konrad Wickram, wie Hieronymus Boner, die in den zwanziger bis vierziger Jahren die Ämter eines Obristmeisters, zumeist im Wechsel, bekleideten, waren dem Protestantismus nicht abgeneigt. Boner wurde sogar von der kaiserlichen Partei bei ihrem Herrn deshalb verdächtigt¹⁰. Das frühere strenge Vorgehen der kaiserlichen Regierung gegen alle sogenannten „Sekttirer“ hatte besonders in einer Erwägung seine Ursache gehabt. Teile der städtischen Bevölkerung waren durch die Umdeutung der Lehre von der geistigen Freiheit in die soziale bei dem Landvolk, gleichfalls aufrührerisch gemacht worden. Man fürchtete nicht mit Unrecht durch die neue Lehre ein Umsichgreifen der Unruhen der Bauern, die in der Nähe von Schlettstadt zum erstenmal einen Bundschuh als Wahrzeichen auf ihre Fahnen gemalt hatten, und deren brandschatzende Horden unser Dichter von den Türmen seiner Vaterstadt im offenen Land herumstreifen sehen konnte¹¹.

Nachdem in Kolmar die schroffe Bekämpfung des Protestantismus durch Tod oder Verbannung gemildert worden war, ließ es sich wohl dort leben, wenn man sich still verhielt. Trotzdem hörten die Streitigkeiten der Parteien in der Stadt keineswegs völlig auf und Wickram mochte es schon aus diesem Grunde rätschlich erscheinen, seine Bücher in dem liberalen Straßburg bei Jakob Fröhlich drucken zu lassen und in seiner Polemik milde Seiten aufzuziehen. Immer scheint er sich dieser Polemik allerdings nicht entschlagen zu haben. In einem Urteilsbrief um die fünfziger Jahre steht geschrieben, daß „Jerg Wickram unser Wibel“ die in Zorn und Trunkenheit ausgesprochenen Scheltworte gegen den Kaplan des St. Martin-Stiftes zurückgenommen habe¹². Ob der gute elsässer Wein an diesem Sturzbach der Gefühle schuld war? Wahrscheinlich, da wir aus der Widmung seines Dialogs von der Trunkenheit an einen Kaisersberger Freund Matthis Ruffer erfahren, daß er im Zutrinken gar nicht träge war.

An der Hand dieser Widmungen führt uns Wickram verschiedentlich durch Kolmar und das oberelsässische Land zu seinen Freunden. Kaspar Handschelo der Goldschmied gehört zu ihnen und Martin Neuen, der Wirt zur Blume. Ehrerbietiger wird er im Ton, wenn er seine Gönner anredet, Antoni Kuntzen den Schultheiß von Rufach, den Kolmarer Stättmeister Rupprecht Kriegelstein oder den vornehmen Friedrich von Hattstädt. Der Dichter kennt sich im elsässischen und schwäbischen Land aus. Er taucht in Schlettstadt auf; er wandert nach Horb in den Schwarzwald, und er sieht, wie man in Breisach vier Falschspieler über die Brücke in den Rhein stürzt.

Aus Breisach, an dessen naheliegenden Eckartsberg das Volk die Sage vom getreuen Eckehart knüpfte¹³, holte Wickram sich im Jahre 1532 den Namen zu seinem ersten selbständigen Stück „der Getrew Eckart“. Das Thema war ernst, die Technik althergebracht und etwas erbaulich langweilig. Aber wenn der Warner Eckart seine Musterschau über alle Stände und Alter mit ihren Torheiten abhält, so kommt in den prahlerischen Antworten der Lasterhelden doch hier und da ein Ton, der auf den Wickram der späteren Zeit hinweist.

Nachdem Wickram sich in der ernsten Dramatik die Sporen verdient hatte, sattelte er um und schwang die Narrenpeitsche. Im Jahre 1537 spielte die Kolmarer Bürgerschaft sein drittes Spiel, ein lustiges, originelles Fastnachtsstück „Das Narrengießen“. Wir sehen, Sebastian Brant machte Schule; nicht allein Murner wandelte auf seinen Pfaden, auch Wickram und noch mancher andere ließ sich von ihm befruchten. Bald gab es der Narren und Narrenwerke eine bunte Fülle. Wickram selbst hat später noch einmal in dieses Gebiet gegriffen, als er 1556 die „Narrenbeschwerung“ Murners umarbeitete. Er ist deshalb nicht nur als Schwankdichter oder als Schreiber des grobianischen Loosbuches, sondern auch als Mitgeselle eines Brant, Murner, Fischart in die Reihen der elsässischen Satiriker zu zählen.

— XXII —

Ende der dreißiger Jahre wandte sich Wickram zugleich mit erhöhter Fruchtbarkeit einem anderen literarischen Gebiete zu, dem Roman. Damit ist der Künstler auf dem Schauplatz seiner eigentlichen Begabung angelangt. Seiner beschaulichen Natur fehlt die dramatische Prägnanz, die zusammengeraffte Schärfe. Seine Dramatik ist eigentlich mehr dialogische Epik. Sie läßt nicht viel hinter der Bühne geschehen, sondern breitet möglichst alles behaglich vor uns aus. In seinen Erzählungen war dieser Hang zum gemütlichen Ausspinnen völlig am Platz. Wer einmal Ausschnitte aus seinen Romanen gelesen hat, die Familienleben, erwachende Liebe zweier jungen Menschen, heimatliches Stadt- oder Naturleben wiedergeben, der spürt, daß der Künstler hier Meister ist.

Auf dem neuen Gebiet tastete sich Wickram zunächst vorsichtig voran. Er bearbeitete eine Vorlage und hielt sich in den Bahnen der überlieferten Erzählungskunst der Volksbücher. Er zeigt also im Roman die gleiche Entwicklung wie im Drama. Aber wenn auch sein erster Roman Galmy (1539) eine Rittergeschichte war, so sah der deutsche Bürger in Auffassung und Ausdruck doch oft zwischen den Zeilen hindurch. Manches allerdings fällt — wie wir schon oben hörten — aus dem Rahmen des echt Volkstümlichen heraus, vor allem die humanistisch aufgeputzten mythologischen Götter- und Heldenamen. Aber es hätte auch seltsam zugehen müssen, wenn dieser hellumschauende Mann von der gelehrten Bildung seiner Zeit ganz frei geblieben wäre. Der Humanismus lag in der Luft, und Kolmar bekam die Anregungen seit vielen Jahrzehnten aus nächster Nähe von der Schlettstädtter Schule.

In Schlettstadt war schon im Jahre 1441 der tüchtige Pädagoge und Mensch Ludwig Dringenberg zum Rektor einer Lateinschule berufen worden, und er hatte seine Anstalt zu einer Pflanzstätte neuen wissenschaftlichen Lebens gemacht. Die meisten elsässischen Humanisten sind seine Schüler gewesen, allen voran Jakob Wimpfeling, abwechselnd Prediger

~ XXIII ~

und akademischer Lehrer, Jurist und Theologe, von impulsiver Intuition, und als vielseitiger Publizist für den Ruhm seines Vaterlandes tätig. Er gründete in Schlettstadt und Straßburg humanistische Genossenschaften, in denen sowohl wissenschaftlicher Meinungsaustausch wie launiger Scherz und fröhlicher Umtrunk gepflegt wurden. Um ihn scharten sich die Humanisten dieser Landschaften, Gebwiler, Capito (1478 geb.), Butzer (1491 geb.), Beatus Rhenanus (1485 geb.) der Ruffacher Pellicanus (1478 geb.) und andere mehr. Sein bedeutendster Schüler und Freund ist Jakob Sturmek gewesen. Dieser Straßburger Stättmeister und Staatsmann, wohl der genialste Kopf, den das Elsaß jemals hervorbrachte, war wie die Sonne im damaligen politischen und geistigen Leben dieser Länder.

Sollte von all diesen geistigen Kreisen, in die der Religionsstreit später seinen spaltenden Unfrieden hineinwarf, keine Anregung auf Wickram übergeflossen sein? Sicherlich doch. Trotzdem, ohne tiefere akademische oder fremdsprachliche Bildung, konnte Wickram in nachhaltigerer Weise nicht davon beeinflußt werden. Immerhin machte der Voranstrebende einen Versuch nach dieser Richtung. Er gab 1545 die Metamorphosen des Ovid in einer Übersetzung heraus, aber . . . sie wimmelte von Fehlern.

Seine Übersetzungsstudien haben mit diesem Ovid ihren Abschluß gefunden. Er mochte selbst einsehen, daß er nicht in den Kreis der Gelehrten paßte, daß ihm der Handwerkerstand mit seiner Kunst näher lag. Er ging fortan in dieser Richtung weiter und wurde Meistersinger.

Die Ovid-Übersetzung erregt aber unser Interesse noch nach einer anderen Seite. Die Holzschnitte, mit denen das Buch ausgestattet wurde, hatte Wickram selbst geschnitten. War Wickram vielleicht nebenbei noch eines Handwerks kundig, das ihn nach dieser Seite wies? Aktenspuren deuten auf die Schmiedezunft hin¹⁴, und seine Romanschilderungen zeigen eine genaue Kenntnis des Goldschmiedberufes. Doch

mehr wissen wir nicht, und wir haben deshalb ein Recht, erstaunt zu sein, daß Wickram diese Kunst des Holzschnittes ausübte. Aber waren diese Schnitte auch wirklich Kunst? Seinem Publikum mochten sie als solche gelten, uns hingegen kaum, besonders wenn wir an seine großen Landesgenossen, Schongauer, Grünewald, Hans Baldung oder Schäuffelin denken. Mit den Holzschnitten ging es ihm eben ähnlich wie mit der Übersetzung; sie waren schlecht und dilettantisch.

Trotzdem scheint sich unser Dichter noch häufiger als Maler betätigt zu haben, etwa als Kopist einer wahrscheinlich Freiburgischen Meistersingertafel, die 1782 noch in Colmar vorhanden war, aber seither verloren ging, und die Unterzeichnung „Jerg Wickram zu Collmar 1545“ trug¹⁶; und wie käme sonst ein Kolmarer Urbar dazu, 1558 zu schreiben: „Fryderich Kriegelstein zinst jährlich 12 ½ β von einem hauß am keßgeßlin, als man zun barfussern gat, ist ein eckhauß, ein seit neben her Hansen Serrern, anderseit neben Jerg Wickramm dem maler¹⁶.“

In dieser Zeit, als der Dichter in der Vollkraft seines Lebens stand, wurde ihm durch die einzige größere Reise, die er unternahm, eine Fülle neuer Anregungen zuteil. Der Kolmarer Rat hatte eine der zahlreichen, von dem Obristmeister Hieronymus Boner verfaßten Übersetzungen in Selbstverlag genommen, und es mußte ihm daran liegen, eine möglichst große Anzahl Bücher zu verkaufen. Der literarisch gebildete Weibel schien den Ratsherren wohl der geeignete Mann, diese buchhändlerische Mission durchzuführen und sie schickten ihn im Jahre 1542 nach Speyer und Frankfurt. Wie fröhlich mag der in kleinbürgerlichen Verhältnissen lebende Ratsdiener mit seinen Bücherschätzen den Rhein hinabgeschwommen sein bis Speyer. Hier sollte er mit Boner, den die elsässischen Städte auf den Reichstag gesandt hatten, zusammentreffen und von ihm unterstützt und bezahlt werden¹⁷. Wie erstaunt mag der Kleinstädter Wickram das

Gewühl der zusammengeströmten Massen gemustert haben! Von Speyer hat er wohl die lebenswahren Beobachtungen über das Treiben der Bettler auf den Reichstagen, die er in einem seiner Romane verwertete¹⁸. Von Speyer fuhr der neuerprobte Buchhändler weiter nach Frankfurt. In der Nähe der Stadt, im Frankfurter Wald, lernte er zugleich die Gefahren der Reisen bei einem Überfall durch Schnapphähne am eigenen Leib kennen und konnte auch diese Ereignisse später literarisch ausbeuten¹⁹.

Nach Hause zurückgekehrt, scheint unser Dichter allerdings zunächst in seiner Gestaltungskraft nachgelassen zu haben. Vielleicht sind auch einige Werke dieser Periode von ihm verloren gegangen oder irren ohne seinen Verfassernamen umher. Wahrscheinlicher ist es aber, daß ihn seine Tätigkeit als Meistersinger ganz in Anspruch nahm, zumal er auch hier eine leitende Stellung hatte. Das Organisationstalent und der literarische Ruf dieses geisteswachen „Burgers und Tichters“ muß nicht nur von den Ratsherren, sondern auch von seinen handwerklichen Mitbürgern hoch bewertet worden sein, sodaß er während der vierziger Jahre mit gutem Erfolg an die Gründung einer Meistersingerschule gehen durfte. Wer könnte sich Wickram, den Verfasser des Knabenspiegel, des Goldfaden und der Guten und bösen Nachbarn in diesem Kreis nicht denken? Hier hatte seine deutsche Rührigkeit Spielraum, um sich auszuleben. Die religiösgemischte Gesellschaft der Schulmitglieder förderte seine Toleranz. Keimhaft in ihm vorhandene Anlagen, wie sein gutmütiger Spott, seine fromme Lehrhaftigkeit, das Wichtignehmen von Kleinigkeiten, manche künstlerische Unart, die zugleich seine kultur-historische Originalität ausmacht, entwickelten sich hier.

Zwei in der Münchner Königlichen Bibliothek befindliche Handschriften der Kolmarer Meistersinger und eine Tabulatur geben uns durch eigenhändige Einschriften Wickrams Nachricht von diesem Wirken²⁰.

„Anno domini 1546 uff helgenn Apostels Sant Thomas

- XXVI -

Tag hab ich, Jerg Wickram, diß bûch zû Schlettstatt gekouft...
Hab demnoch uff volgendenn weihnachttag sampt einer gesel-
schaft die erst schûl gehaltë und mit Gottes Hilf loblichenn
voiñbrocht“;

... „Und gehort diss Bûch Der gemeinen singschûl
zû Colmar, ward angefangen zû schriben Durch Jergen
Wickramenn Tichter ... Anno Salutis 1549 tertio Augusti.“

„... hab esz also gar auszgeschribenn und vollendet
by lauter nacht und ann feürtagenn uff den 29. Augusti.“

„Anno domini 1549 jor ward disz gemerkbûch geschri-
benn durch Jorgenn Wickrammen zû Colmar . . .“

Doch auch ohne diese handschriftlichen Beweise wüßten wir, daß Jörg Wickram ein Meistersinger gewesen ist, aus den Liedern seiner beiden Romane „der Goldsfaden“ und „der Knabenspiegel“. Fast mutet es röhrend an, wenn Wickram von den volkstümlichen „reutterliedlin“ Leufrieds spricht und seinen Helden dann ein etwas geschraubtes Meisterlied anstimmen läßt, oder wenn der bettelnde Sackpfeifer Willbald im Knabenspiegel, der als Vagant gar keine Ahnung vom Meistersgesang hat, zum Dudelsack seine künstlich gebauten Verse absingt. Hierin ist Wickram überhaupt von köstlicher Offenheit. Seine Umwelt färbt stets auf seine Werke ab und erlaubt uns manchen psychologischen Schluß auf sein Leben. Sein Glaubenswechsel wird dadurch bekannt, seine mangelnde akademische Bildung, sein Meistersingertum und die in diesen Kreisen herrschende fromme Erbaulichkeit und Erziehungs-sucht, die hausväterliche Bevorzugung des Familienlebens, seine Becherfreuden und die Reisen und Krankheiten seines Lebens. Aber gerade alles dieses zeigt uns den Mann so menschlich und so liebenswert.

Bereichert durch die Anregungen, die ihm sein Wirkungs-
kreis als Leiter der Singschule und als Dichter schuf, hat
Jörg Wickram in den fünfziger Jahren wieder begonnen,
neben seinem beliebtesten Volksschauspiel, dem „Tobias“,
eine Reihe von Romanen zu schreiben. Reizte es den Dichter,

- XXVII -

in dem schon 1539 erschienenen Ritter Galmy das Thema der unglücklich geliebten, unschuldig verfolgten und zuletzt glücklich mit ihrem Liebhaber vereinten herzoglichen Frau zu gestalten, so brachte der Gabriotto 1551 gar zwei ritterliche Paare, die höchst kläglich an ihrer Liebe zugrunde gingen. Das Thema der Standesunterschiede trat auch hier wieder auf. Die Mißstellung seines Namens und seiner Geburt, die vielleicht die Anschauungen seines ganzen Lebens bestimmte, mag für die Bevorzugung derartiger Motive von Einfluß gewesen sein. Allerdings sah er in den Volksbüchern und Renaissancenovellen, deren Kenntnis sich aus seinen Werken nachweisen läßt, dieses Thema ebenfalls häufig vorgebildet. Er ist also im Gabriotto noch teilweise Mosaikarbeiter nach fremden Mustern.

Als 1554 der Goldfaden von ihm niedergeschrieben wurde, und gleich danach 1554 der Knabenspiegel erschien, sehen wir zu unserm Erstaunen, daß der Dichter literarisch eine Wandlung seines Vorstellungsapparates vorgenommen hat. Das ist nicht mehr Wickram der romantische Fabulist lebensunmöglicher Rittererlebnisse, das ist Wickram der Realist und Impressionist, der Bildner der Wirklichkeit, der im Knabenspiegel zum Schöpfer einer volkstümlichen Sprache heranreift, wie sie Geiler und sein Kreis liebten. Das ist der deutsche Bürger, dem der Meistersgesang das dichterische Selbstbewußtsein stärkte; das ist Wickram, der Vater des bürgerlichen Romans.

Wie kam er dazu? Zwei seiner Ahnen waren Schulektoren gewesen, warum sollte er nicht auch didaktische Talente entfalten? Viele seiner tüchtigsten Landsleute hatten ohne ein Blatt vor dem Mund die Stimme erhoben zur Erziehung und Besserung des Volkes. Warum sollte er nicht ein Gleiches tun? Die Vorkämpfer der protestantischen Gessinnung hatten immer wieder auf die Wichtigkeit der Jugendbelehrung, der Jugendzucht hingewiesen. Warum sollte er nicht auch sein Scherlein beitragen? War er nicht ein hell-

— XXVIII —

sichtiger Alemanne, ein frommer Meistersinger, ein Stück Volk? Wie wahrhaft er Realist und Volk war, setzte er ja seinem Freund in dem Dialog vom ungeratenen Sohn auseinander. Aber wenn er zur Jugend, wenn er zum Volk sprechen wollte, so tat er es am eindringlichsten, wenn er Gestalten aus ihrer Mitte nahm, Worte und Sätze ihrer täglichen Sprache bildete, wenn er Geist von ihrem Geist und Fleisch von ihrem Fleisch schuf.

Nun geriet es ihm zum Segen, daß er keine gelehrte Bildung hatte wie die Schüler Dringenbergs, daß sein Ovid von Übersetzungsfehlern strotzte. Nun ward es sein Heil, daß er Volk war, mitschwamm in der tiefen Flut und nicht vorauseilend auf der Wellenhöhe im welschen geistigen Formenzauber schillerte.

So wurde Wickram aus der Sehnsucht, pädagogisch-literarisch zu wirken, den jungen Knaben einen Spiegel ihres Treibens, dem Volk ein Abbild seines Familienlebens vorzuhalten, im „Knabenspiegel“ und in „Guten und bösen Nachbarn“ der Vater des Bürgerromans.

Man wundert sich, daß keiner vor ihm die Blicke auftat und sein Umleben künstlerisch gestaltete. Doch ist es etwa leicht, die Augen aufzuheben, wenn die Überlieferung sie verbunden hat? Aber man ist eigentlich noch erstaunter, daß ihm keiner nachstrebte, keiner, kein einziger. Er ist wie eine einsame Klippe, dieser deutsch-elsässische Bürger Wickram, denn noch predigte seine neue Kunst unreifen tauben Ohren. Das Volk, statt seine kräftigen Selbstschilderungen begeistert zu begrüßen, fühlte sich durch die Kost phantastischer Rittermären in freundlichere, idealere Illusionen verstrickt und über sich selbst gehoben. Es verlangte immer wieder den Druck der ritterlichen Bücher Galmy und Gabriotto. Dem Adel hatten unterdessen, mit der Beihilfe eines Fischart als Übersetzer, die Schäfer- und Ritterabenteuer der welschen Amadisbücher eine absolutistisch-barocke Literaturmode eingeimpft, und von England, vom Ausland,

mußte im 18. Jahrhundert dem bürgerlich-deutschen Roman der Weckruf von neuem erschallen.

Mit dem Knabenspiegel steht Wickram auf der Höhe seines Schaffens. Reich an Erfahrungen, aber noch nicht durch sie gealtert, lebt er mit seinem Weib Anna als Bürger, Schriftsteller, Maler und Ratsdiener in Kolmar. Nicht in den ersten Kreisen der Stadt ist er heimisch, wohin ihn seine väterliche Abstammung wies, nicht genannt von den Humanisten seiner engeren Heimat, wie Boner oder sein gelehrter Vetter Gregorius Wickram, der einen Obsoepus verdeutschte, nicht öffentlich vortretend in den politischen und religiösen Kämpfen, die uns den Namen eines Butzer, Boner und des großen Jakob Sturm von Sturmek wachrufen, aber von den Handwerkern und schlichten Bürgern seiner Stadt, den Gesinnungen seiner Romane nach zu urteilen, sicher bekannt, geachtet, geliebt. Die Betätigung dieser menschlichen Gesinnung in seinem Leben wird uns durch alte Gerichtsakten aufs schönste bestätigt²¹, und es wäre schade, wenn der Leser dieses Licht der Menschlichkeit auf dem Bild des Mannes nicht aufschimmern sähe: Als Jörg Wickram eines Tages am Richtplatz vor der Stadt stand, wo ein Jude zwischen zwei Hunden auf das Rad geflochten worden war und von mitleidigen Menschen getränkt wurde, kam ein angetrunkener Bürger auf seinem Wagen vom Markt zu Ammerschweyer zurück, hielt an und verhöhnte den Weinenden. Da nahm Jörg Wickram das Wort, tadelte den Angetrunkenen und erwiederte auf seine Gegenrede: „Dieser Jude mag zu der Zeit ein ebenso frommer und guter Christ sein, als irgend einer unter uns.“

Was Wickram hier aussprach, das strömte auch aus seinen Büchern. Er legte den ganzen Menschen in sie hinein und war von der Ethik seiner Aufgabe voll durchdrungen. Der lautere Ernst seiner Persönlichkeit, seine manchmal stammelnde Naivität, der goldene Humor für die Kleinigkeiten und Innigkeiten eines häuslichen Kreises, stellen ihn

— XXX —

an die Seite der älteren Madonnenmaler, deren Ungelenkheit in Zeichnung und Komposition ihren guten Willen und die Tiefe ihrer Gesinnung um so andächtiger und rührender aufleuchten lassen.

Seine Dichtungen waren vielfach verbreitet, namentlich Galmy, Gabriotto und der Goldfaden. Der Meistergesang seines Bauernknaben Leufried, der sich seiner geliebten Grafentochter zur Treue ihren Goldfaden in die Brust einnähte, flog als Lied vom Goldfaden in Einzeldrucken durchs Land.

Wie viele Motive er seiner Umwelt entnahm, ist nicht bekannt. Aber wenn wir von einer Komturei des Johanner-Ordens mit Ordensrittern, Rossen, Viehherden und zahlreichem Gesinde in Kolmar hören²³, oder wenn im Jahre 1541 von dem Wüten der Pest in der Stadt berichtet wird²⁴, so liegt die Vermutung nahe, daß dem Dichter diese Verhältnisse vor Augen schweben, wenn er den Knabenspiegel teilweise in Kreisen eines Ritterordens spielen läßt oder wenn im Anfang der Guten und bösen Nachbarn, von den zehn Kindern des Robertus plötzlich neun rasch hintereinander wegsterben.

Wohin ihn manchmal sein Abendtrunk führen mochte, zeigt uns vielleicht die Widmung des „Rollwagenbüchleins“, das er seinem Freund Martin Neuen, dem Wirt der „Blume“ in Kolmar zueignete.

Dieses 1555 erschienene Büchlein, an dessen Entstehen die Abendrunde in der „Blume“ wohl nicht unbeteiligt war, konnte Wickram seinem Freunde nicht mehr selbst überreichen. Er war Ende 1554 oder Anfang 1555 von Kolmar fortgezogen und hatte in einer kleineren Stadt des vorderösterreichischen Gebietes, in Burkheim am Rhein, die sozial höhere Stellung eines Stadtschreibers angenommen. Von dem Städtchen, das am Abhang einer Anhöhe lag, sah er nun den Rhein vor sich, und waltete in dem Renaissancebau des Rathauses seines Amtes²⁵.

Wickram tritt mit dieser Übersiedlung nicht nur aus dem

- XXXI -

heimischen Kreis seiner Kolmarer Freunde heraus, er ent-schwindet auch mehr und mehr unseren suchenden Blicken. Seine Sonne geht unter. Als er im winterlichen Anfang des gleichen Jahres seine „Siben Hauptlaster“ abschloß, da hatte er schon geklagt:

„Das spatzieren, was mir gewoert.
So was mein meistersang zerstoert“.

Ja, das Alter kam und mit ihm die Kränklichkeit. 1556 läßt er seinen letzten Roman „Von guten und bösen Nach-barn“ ausgehen, der an kulturhistorischen Bildern viel Schönes, Wertvolles aufweist, aber künstlerisch sachte die Spuren des Alterns durchschimmern läßt. Ist es da ein Wunder, daß die Verse in seinem letzten Büchlein: „der irr reitend bilger“ anfangen, stark zu holpern und daß ihm der Tod vorpredigt:

„Wann fraw stund bringt das stündlein dein,
So müst auch an den reyen mein“.

Und dann . . . dann kam das Stündlein. Dann erzählt uns 1562 das Vorwort seines neu aufgelegten „Tobias“, daß Jörg Wickram von Kolmar kein Lebender mehr ist.

Ob dieser deutsche Bürger die Freuden eines harmo-nischen Lebensabends mit Kindern und Kindeskindern erlebte? Ob seine Enkel nicht nötig hatten, zu klagen, wie jener Kleine im „Tobias“:

„O, liebs drauts güldins müterlin,
Soll mein grosz vatter nimmer leben,
Wer will mir dann mehr weisz brodt geben?“ — — —
Vielleicht nicht, — — — aber wer weiß es?

Berlin, im Mai 1916.

Dr. Gertrud Fauth.